

Predigt zu Lukas 18,9-14

von Johannes Feisthauer

16. August 2026 | 11. Sonntag nach Trinitatis

Hannover | Markuskirche

Gnade sei mit Euch und Friede, von dem der da ist, der da war und der da kommt.

[Predigttext]

Der Text wurde zuvor im Gottesdienst gelesen

„Er sagte aber zu einigen, die überzeugt waren, fromm und gerecht zu sein, und verachteten die andern, dies Gleichnis: ¹⁰Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. ¹¹Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst so: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner. ¹²Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme. ¹³Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig! ¹⁴Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“¹

[Zwei Menschen und eine Ordnung]

Zwei Menschen gehen hinauf in den Tempel.
Der eine weiß, wo er steht. Der andere steht ferne.
Der eine hat Worte. Der andere fast nur einen Satz.
Der eine kann rechnen: Zweimal Fasten in der Woche. Der Zehnte von allem.
Pflicht erfüllt. Ordnung eingehalten.
Religiöses Leben, sauber aufgereiht wie Kugeln auf einem Abakus.
Eins. Zwei. Drei.
Fromm. Gerecht. Richtig.

Und auf der anderen Seite: dieser Zöllner.
Nicht sein Name. Nicht seine Geschichte. Nicht das, was ihn nachts wachhält.
Nicht, wen er liebt. Nicht, was er bereut.
Nur: dieser Zöllner.
Eine Kategorie. Eine Kugel auf der falschen Seite der Rechnung.

In der Videoinstallation von Ben Öztat hier oben im Altarraum ist in dem 1,1/2 stündigen Video hin und wieder ein Abakus zu sehen. Ein Rechenschieber.
Eigentlich eine Maschine für Ordnung.
Für Zahlen. Für das, was aufgeht. Addition. Subtraktion.
Man schiebt die Kugeln hin und her
und am Ende stimmt etwas.

Aber Ben Öztat hat die Kugeln entfernt.
Stattdessen hängen dort Dinge.
Fundstücke. Objekte.
Etwas, das dort eigentlich nicht hingehört.
Die Rechnung ist gestört. Die Ordnung auch.

¹ <https://www.die-bibel.de/bibel/LU17/LUK.18>

Vielleicht beginnt es genau so.
Dass einer die Kugeln aus unseren religiösen Rechenmaschinen nimmt.
Dass plötzlich folgende Sätze nicht mehr aufgehen:
Ich bete. Ich faste. Ich gebe. Also bin ich gerecht.

Der andere tut es nicht. Also ist er es nicht.
Das wäre einfach. Für den Pharisäer in dieser Geschichte vielleicht.
Für uns manchmal auch.

Wir haben andere Abakusse.
Lebensläufe.
Kirchenmitgliedschaften.
Abschlüsse.
Kontostände.
Followerzahlen.
Herkunft.
Aufenthaltsstatus.
Konfessionen.
Wahlentscheidungen.

Wir schieben Menschen hin und her.
Passend. Unpassend.
Erfolgreich. Gescheitert.
Fromm. Nicht fromm.
Normal (was immer das heißt). Schwierig.

Und dann kommt dieses Gleichnis und greift mit der Hand hinein.
Nimmt die Kugeln heraus. Legt etwas anderes hinein.
Und die alte Rechnung stimmt nicht mehr.
Der Gerechte geht nicht gerechtfertigt nach Hause. Der Sünder schon.
Nicht weil Regeln plötzlich bedeutungslos wären.
Nicht weil Unrecht kein Unrecht mehr ist.
Sondern weil ein Mensch mehr ist als die Stelle,
an die wir ihn in unserem Weltmodell geschoben haben.

Vielleicht ist Glaube manchmal genau diese Störung.
Nicht die perfekte Erklärung der Welt.
Sondern das Misstrauen gegenüber einer Erklärung,
in der für den anderen schon kein Platz mehr ist.

[Was herumliegt]

Ein Stück Pappe.
Ein Holzstab.
Klebeband.
Kabelbinder.
Farbiger Stoff.
Dinge, die herumliegen.
Dinge, die man beim Aufräumen vielleicht wegwerfen würde.
Kann das weg?
Brauchen wir das noch?
Hat das einen Wert?

Es sind gefährliche Fragen,
wenn man sie nicht nur an Dinge stellt.
Denn Menschen kennen diese Fragen.
Bin ich noch zu gebrauchen?
Passe ich hier hinein?
Braucht mich jemand?
Was bleibt von mir,
wenn ich nicht funktioniere?
Wenn ich nichts vorzeigen kann?
Wenn meine Biografie nicht ordentlich aussieht?

Der Zöllner steht ferne.
Vielleicht ist das die Entfernung, die Menschen kennen, wenn sie einen Raum betreten und sofort wissen: Hier bin ich nicht gemeint.
Man kann in einer Kirche ganz hinten stehen.
Man kann mitten in einer Familie ganz hinten stehen.
In einem Büro.
In einer Schulklasse.
In einer Gesellschaft.
Man kann sogar im eigenen Leben
irgendwann ziemlich weit hinten stehen.

Der Zöllner hebt die Augen nicht.
Schlägt sich an die Brust: „Gott, sei mir Sünder gnädig.“
Mehr hat er nicht.
Kein religiöses Kunststück.
Keine glänzende Oberfläche.
Nur diesen Satz.
Und darin liegt etwas von diesen Fundstücken, mit denen Ben Öztat arbeitet.
Er nimmt nicht das Kostbare zuerst. Nicht Marmor. Nicht Gold. Nicht das Material, das schon von selbst ruft: Schau mich an.
Er nimmt das, was schon da ist.
Beiläufig.
Übersehen.
Ein Stück Holz.
Etwas Stoff.
Ein Metallwinkel.
Eine zufällige Beobachtung.
Und dann sieht er noch einmal hin.
Das ist die eigentliche Bewegung.
Nicht: Aus Wertlosem wird Wertvolles.
Denn vielleicht war es nie wertlos.
Sondern: Etwas, das übersehen wurde, wird gesehen.
Und plötzlich hängt es am Kronleuchter.
Plötzlich steht es im Altarraum.
Plötzlich bekommt das Beiläufige einen Ort.

Vielleicht erzählt das Gleichnis genau davon.
Von einem Gott, der anders hinsieht.
Der nicht dort besonders aufmerksam wird,
wo Menschen ohnehin schon im Licht stehen.
Der den Menschen hinten sieht.

Den ohne Namen. Diesen Zöllner.
Und ausgerechnet von ihm sagt: Dieser.
Dieser ging gerechtfertigt nach Hause.
Das ist eine kleine Verschiebung im Satz.
Und eine große in der Welt.
Denn wenn Gott so sieht,
wer sind wir, dass wir wegsehen?

[Nicht fertig]

Es hält.
Gerade so.
An einem zahnseidenen Faden.
Etwas Klebeband.
Zwei Materialien, die eigentlich nicht füreinander gemacht wurden.
Eine Konstruktion, die aussieht, als könnte sie morgen schon wieder anders sein.
Prekär.
Vorläufig.
Nicht für die Ewigkeit gebaut.
Vielleicht macht uns genau das nervös.
Wir mögen Fertiges.
Fertige Antworten.
Fertige Menschen.
Fertige Theologien.
Ein Glaube, der weiß, wie alles gemeint ist.
Eine Moral, die für jeden Fall schon die richtige Schublade bereithält.
Eine Persönlichkeit mit abgeschlossenem Profil.
Und wenn schon Brüche, dann wenigstens gut aufgearbeitet
und in einem Podcast erzählt.

Der Pharisäer wirkt fertig.
Zumindest in seinem Gebet.
Er weiß, wer er ist.
Und weiß auch, wer der andere ist.
Das ist praktisch.
Man muss dann nichts mehr entdecken.
Der Zöllner dagegen steht dort wie eine offene Stelle.
Unfertig.
Widersprüchlich.
Schuldig vielleicht.
Bedürftig jedenfalls.
Kein Mensch, den man auf einen Sockel stellen würde.
Und Jesus sagt nicht:
Schau, so vollkommen ist dieser Mann.
Er sagt: Dieser geht gerechtfertigt.
Das ist was anders.

Gerechtfertigt sein heißt dann nicht: fertig sein.
Es könnte heißen: leben dürfen, obwohl noch nicht alles fertig ist.
Nicht erst angenommen, wenn alle Kabelbinder verschwunden sind.
Nicht erst geliebt, wenn die Konstruktion hält, ohne zu wackeln.
Nicht erst Mensch, wenn die Brüche unsichtbar geworden sind.

Gnade wäre demnach kein Lack, den Gott über unser Leben streicht,
damit niemand die Risse sieht.
Vielleicht lässt sie die Risse sichtbar.
Und sagt trotzdem: Es hält. Du hältst. Du bist da.

Und das genügt für diesen Augenblick.
Was wir sehen, ist vielleicht leicht, aber nicht leichtsinnig.
Was wir leben, ist vielleicht vorläufig, aber nicht bedeutungslos.

Wir sind keine fertigen Werke.
Vielleicht eher Versuchsanordnungen.
Fundstücke und Erinnerungen.
Liebe und Angst.
Gelungenes. Versäumtes.
Sätze, die wir gern zurücknehmen würden.
Andere, die wir endlich einmal sagen müssten.

Ein bisschen Hoffnung.
Ein bisschen Klebeband.
Und diese merkwürdige Fähigkeit,
am nächsten Morgen trotzdem aufzustehen.
Das könnte man demütig nennen: nicht sich kleinzumachen.
Sondern aufzuhören, sich größer machen zu müssen.
Nicht zu sagen: Ich bin nichts.
Sondern:
Ich bin nicht alles.
Ich bin nicht fertig.
Ich brauche andere.
Ich brauche Gnade.

Ich finde darin mehr Freiheit als in jeder Vollkommenheit.

[Miracles have details]

Miracles have details, heißt die Ausstellung, mit der Videoprojektion hier oben und ein paar künstlerischen, beinahe beiläufig wirkenden Interventionen hier in der Kirche.

Was ist eigentlich ein Wunder?
Vielleicht erwarten wir zu viel:
Geteilte Meere.
Brennende Büsche.
Himmel offen.
Naturgesetze außer Kraft.
Etwas Großes jedenfalls.
Etwas, das man nicht übersehen kann.
Aber kann man Wunder übersehen?
Vielleicht ständig.
Weil sie Details haben.
Ein Stück Stoff am Kronleuchter.
Ein Gegenstand, der nicht dahin gehört.
Eine Fotografie auf einer Liedertafel.
Ein Gewand in der Blickachse zur Christusfigur

Was sagt uns das eigentlich?
Ein Abakus, der das Rechnen verlernt hat.
Ein Mann, der hinten im Tempel steht.
Ein Satz, kaum hörbar.
Gott, sei mir gnädig.

Verändert sich dadurch etwas?
Zumindest nichts, was man fotografieren könnte.
Der Tempel bleibt stehen.
Der Pharisäer geht die Stufen hinab.
Der Zöllner auch.
Kein Donner.
Kein Lichtstrahl.
Keine Stimme aus den Wolken.
Nur dieser Satz Jesu:
Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus.
Vielleicht ist das Wunder nicht immer eine Veränderung der Welt.
Vielleicht beginnt es mit einer Veränderung des Blicks.
Du siehst denselben Menschen.
Aber nicht mehr denselben.
Vorher: Zöllner.
Danach: Mensch.
Vorher: Sünder.
Danach: einer, der hofft.
Vorher: Fundstück.
Danach: Detail.
Vorher: Müll.
Danach: Material.
Vorher: Störung.
Danach: Möglichkeit.

Das ist die Zumutung von Kunst und Evangelium.
Dass beide uns nicht einfach sagen, was wir sehen sollen.
Sie stellen etwas hin.
Einen Abakus.
Einen Zöllner.
Ein Stück Holz.
Einen Pharisäer.
Eine Videoprojektion.
Ein Gebet.
Und dann fragen sie: Was siehst du?
Siehst du die Ordnung?
Oder siehst du, was durch sie hindurchfällt?
Siehst du die Leistung? Oder den Menschen?
Siehst du das Provisorium? Oder die Möglichkeit?
Siehst du den Fehler? Oder das Detail?

Und: Wie siehst du dich selbst?
Vielleicht stehen beide Figuren längst nicht mehr im Tempel.
Vielleicht stehen sie in uns.
Der eine,
der aufrechnet.

Der andere,
der nichts mehr vorweisen kann.
Der eine sagt:
Zum Glück bin ich nicht wie die.
Der andere: Gott.
Mehr kommt erst einmal nicht.
Und wir irgendwo dazwischen?
Jonglierend.
Mit Dingen,
die eigentlich nicht zusammenpassen.
Glaube und Zweifel.
Ordnung und Chaos.
Schuld und Würde.
Wissen und Nichtwissen.
Himmel und Erde.

Und unser eigenes, seltsames, unfertiges Leben?
Wir versuchen, nichts fallen zu lassen.
Aber natürlich fällt etwas. Immer.
Das ist bestimmt nicht das Ende.
Wo etwas herunterfällt, liegt schon das nächste Fundstück.
Man müsste sich nur bücken. Es aufheben. Es ansehen.
Nicht sofort einordnen. Nicht sofort urteilen.
Einen Moment länger hinschauen.

Und entdecken:
Da ist ein Mensch.
Da ist ein Detail.
Da ist etwas, das nicht aufgeht.
Und vielleicht gerade deshalb: ein Wunder.

Amen.